

Im zweiten und längsten Teil des Werkes untersucht Hölzl die Durchsetzung der neuen Forstwirtschaft im post-napoleonischen bayerischen Staat während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Überall findet er Konflikte zwischen staatlicher Forstbürokratie und bäuerlicher Bevölkerung, besonders ausgeprägt in Unterfranken. Eine nachhaltige Bewirtschaftung der Eichenwälder des Spessarts, die darauf abzielte, den Wald für sein Nutzholz (leicht exportierbar über Main und Rhein) zu bewirtschaften, mit zweihundertjährigen Umtriebszeiten und faktischer unbegrenzter Sperrung des Waldes war unvereinbar mit dem für kleinbäuerliche Haushalte überlebensnotwendigen Gebrauch des Walds für Streu, Weide und Brennholz. Die sich ergebenden Auseinandersetzungen dauerten Jahrzehnte und spitzten sich während der Revolution von 1848/49 zu.

Im letzten Teil erörtert Hölzl die Wandlung des Nachhaltigkeitsbegriffs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von der Erhaltung eines für die staatlichen Finanzen lukrativen Holzbestands zur Erhaltung eines breiteren forstlichen Ökosystems. Im Gegensatz zum vorangehenden Teil gerät die Frage der Umsetzung forstwirtschaftlicher Begriffe und der tatsächlichen Nutzung des Waldes etwas aus dem Blick. Im Ganzen gesehen, ist das Werk eine erfolgreiche Verbindung begriffsgeschichtlicher, sozialgeschichtlicher und umweltgeschichtlicher Anschauungsweisen – ein nachhaltiger Beitrag zur historischen Forschung.

Columbia, MO

Jonathan Sperber

Wilfried Stroh, Die Macht der Rede. Eine kleine Geschichte der Rhetorik im alten Griechenland und Rom. Berlin, Ullstein 2009. 608 S., € 22,95. Der Titel des jüngsten Buchs des Münchner Latinisten Wilfried Stroh ist eigentlich ein Understatement. Denn nach Umfang, Ansatz und Zielsetzung ist diese ‚Geschichte der Rhetorik‘ nicht klein: Auf 608 Seiten (inklusive Literaturhinweise und Register) behandelt Stroh die Rhetorik ‚vom Dichtervater Homer bis zum Kirchenvater Augustin‘ (S. 506) mit kritischen Ausblicken auf die Stellung der Rhetorik in der Gegenwart. Er bietet eine Einführung in Leben und Werk antiker Redner und Rhetoriker sowie rhetorisch relevanter Dichter und Philosophen; zahlreiche Fußnoten und umfangreiche, thematisch geordnete und kommentierte Literaturhinweise, die ältere Standardwerke wie neueste Publikationen verzeichnen, kennzeichnen den wissenschaftlichen Standort.

Stroh stellt in einem Eingangskapitel klar, dass man mit Rhetorik eher ‚Redetheorie‘ bezeichnen sollte, er aber dem allgemeinen Sprachgebrauch

folge und seinen Titel als Theorie und Praxis umfassend ansehe (S. 19f.). Das Buch ist – im Unterschied zu dem thematisch strukturierten, in mancher Hinsicht ähnlichen Werk von Øivind Andersen (Im Garten der Rhetorik. Darmstadt 2001) – chronologisch angelegt: Griechen, Römer, Zweite Sophistik, Frühchristentum. Dabei ist allen größeren Entwicklungsabschnitten mindestens ein Kapitel gewidmet, das jeweils durch in die Kopfzeilen aufgenommene Zwischenüberschriften gegliedert ist.

In der Darstellung gelingt es Stroh, unter Einfügung unterhaltsamer Details die wesentlichen Informationen zu vermitteln; Fragen sollen zum Mitdenken anregen und häufige Zitate einen Eindruck von den behandelten Werken verschaffen. Alle Zitate sind in deutscher Übersetzung gegeben (meist einer eigenen des Autors) und die Textstellen in einem Anhang nachgewiesen. Das Druckbild der Übersetzungen wirkt durch die Gliederung in Kola etwas ungewöhnlich (s. S. 9 Anm. **). Stroh versucht so, in einer gedruckten Übersetzung etwas vom Ton der originalen Rede zu vermitteln und damit die für die Rhetorik wichtige Perspektive des Vortrags einzubeziehen.

In die Besprechung der Antike flicht Stroh häufig Bezüge zur (vor allem) deutschen Gegenwart (Politik wie Schulunterricht) ein, so dass das Buch einen etwas zeitgebundenen Charakter aufweist und sich vornehmlich an eine deutsche Leserschaft wendet. Da aufgrund der Anlage im Haupttext keine expliziten wissenschaftlichen Diskussionen geführt werden können (wenn sich auch Stellungnahmen zu wissenschaftlichen Fragen in Fußnoten und Literaturhinweisen finden, in ihrer Kürze allerdings oft eher apodiktisch), kann das Buch ältere wissenschaftliche Einführungen zur Rhetorik in Griechenland und/oder Rom nicht ersetzen. Andererseits ist keines der vorhandenen Werke so aktuell und gut lesbar wie die ‚Kleine Geschichte der Rhetorik‘ und bietet Material für den interessierten Laien mit nur ungefähren Vorkenntnissen wie für den Fachmann. Ob ein solches Buch die Rolle der Rhetorik in der Gesellschaft ändern kann, wie Stroh es offenbar erhofft, wird nur die Zeit zeigen können.

London

Gesine Manuwald

Josiah Ober, Democracy and Knowledge. Innovation and Learning in Classical Athens. Princeton/Oxford, Princeton University Press 2008. XVIII, 342 S., £ 17,95.

Josiah Ober geht in der vorliegenden Monographie von der Prämisse aus, dass Athen in klassischer Zeit den allermeisten anderen griechischen Poleis

u. a. im Hinblick auf Größe des Territoriums, Ausmaß des Einflusses, Umfang des Handels und materielle Ressourcen überlegen war. Er stellt die These auf, dass diese Superiorität ursächlich auf die demokratische Verfasstheit der Polis zurückzuführen sei. Damit wendet er sich gegen die zahlreichen politischen Denker von der Antike bis in die Gegenwart, die speziell die direkte Demokratie mit unterschiedlichsten Argumenten als ineffiziente Herrschaftsordnung betrachten.

Eine besondere Stärke der athenischen Demokratie macht Ober in dem Umstand aus, dass die politische Führung sich nicht auf die Expertise eines kleinen Personenkreises gegründet habe, sondern auf das Wissen der gesamten Bürgerschaft. Daher seien weniger Fehlentscheidungen getroffen worden. Auch seien Beschlüsse aufgrund der Transparenz der Entscheidungsprozesse in geringerem Ausmaß durch Korruption beeinträchtigt worden als in vielen nichtdemokratisch organisierten Poleis. Die hohen Kosten des politischen Betriebes seien durch die Qualität der Entscheidungen kompensiert worden. Jeder Bürger habe seine sozialen Kompetenzen wie auch technisches Wissen in die Politik einbringen können. Voraussetzung hierfür seien der intensive Austausch und die Interaktion unter den Bürgern auf den verschiedensten Ebenen des Gemeinwesens gewesen. Der Demos habe insgesamt hohe Lernfähigkeit und Innovationsbereitschaft bewiesen, was ihn befähigt habe, auf die je aktuelle politische Lage adäquat zu reagieren und neue Herausforderungen erfolgreich zu bewältigen.

Gleichwohl konzidiert Ober, dass die athenische Volksversammlung insbesondere während des Peloponnesischen Krieges zum Teil fatale Fehlentscheidungen getroffen hat. Er hebt aber hervor, dass die Athener daraus gelernt hätten, wie die ab 403 v. Chr. durchgeführten Reformen demonstrierten. Wie schon in seinen früheren Büchern vertritt er keineswegs die Position, dass das politische Leben in Athen durch vollständige Egalität gekennzeichnet gewesen sei, sondern betont zu Recht die komplexe Kooperation von Angehörigen der sozialen Eliten und des Demos.

Ober hat eine Arbeit vorgelegt, die sich besonders durch die kritische Auseinandersetzung mit antidemokratischen Traditionen politischen Denkens auszeichnet und Leser weit über die Altertumswissenschaften hinaus anspricht. Der Verfasser operiert in hohem Maße mit sozialwissenschaftlichen Ansätzen und quantifizierenden Methoden. Die Studie stellt eine reizvolle Diskussionsgrundlage dar, an die sich aber differenzierte quellenbasierte Untersuchungen anschließen sollten, etwa zu den Meinungsbildungsprozessen in der attischen Demokratie oder auch zu den Zusammen-

hängen zwischen Wissen und politischem Handeln in einzelnen Situationen.

Mannheim

Karen Piepenbrink

Paul Cartledge, Eine Trilogie über die Demokratie. (Spielräume der Antike, Bd. 1.) Stuttgart, Steiner 2008. 112 S., € 24,-.

Der Band enthält drei anlässlich der Eröffnung des Heidelberger Zentrums für Altertumswissenschaften gehaltene Vorlesungen C.s. Der erste Vortrag beschäftigt sich nach einigen einführenden Bemerkungen zum Wesen der antiken Demokratie mit der Frage, seit wann die Staatsform Athens mit Recht als Demokratie zu bezeichnen ist. C. optiert dafür, den Beginn der Demokratie mit den Reformen des Kleisthenes zu verbinden, auch wenn der Begriff selbst damals noch nicht in Gebrauch kam, weil das Wort *dêmos* mit negativen Konnotationen behaftet war. Im Anschluss an Josiah Ober betont C., dass die Aktivitäten des Kleisthenes eine revolutionäre Neuorientierung der politischen Spielregeln bedeuteten und nicht zureichend als eine Fortsetzung der alten Adelskonkurrenz zu deuten sind.

Der zweite Vortrag ist den oligarchischen Gegnern der athenischen Demokratie gewidmet. Auch hier erfolgen zuerst einige einführende Bemerkungen zu den Rahmenbedingungen von Politik im antiken Athen. Der politische Streit über die beste Staatsordnung im Gefolge der Einführung der Demokratie führte nach C. zur Abfassung von Pamphleten, deren bekanntestes die *Athenaion Politeia* des Pseudo-Xenophon ist, die C. aber bereits als Antwort auf ältere Denkschriften verstehen will. Die Erfindung der politischen Theorie möchte er daher nicht später als 450 v. Chr. ansetzen, wobei die erste konkrete Spur in der Verfassungsdebatte Herodots zu fassen ist.

Der dritte Vortrag schließlich behandelt anhand einer eingehenden Besprechung des Prozesses gegen Sokrates die Reaktion auf die oligarchischen Umstürze der Jahre 411 und 404/03 v. Chr. C. versucht dabei die provokative These zu begründen, dass die Athener den Sokrates zu Recht verurteilten. Nach einigen allgemeinen Ausführungen zum Wesen der Religion im antiken Griechenland analysiert C. die spezifisch athenischen Rahmenbedingungen des Sokratesprozesses. Die Forderung des Sokrates, die Opfer mit einer entsprechenden Gesinnung darzubringen, sei dem traditionellen Kultverständnis zuwidergelaufen und seine Berufung auf das Daimonion als beunruhigende Berufung auf ein außerhalb der Kontrolle des Polis stehendes göttliches Wesen erschienen; schließlich sei Sokrates

als Lehrer des Alkibiades und des Kritias in die Nähe oligarchischer Umstürzler gestellt worden. Dass dem Schuldspruch die Verhängung der Todesstrafe folgte, sei dem überheblichen Auftreten des Angeklagten zuzuschreiben gewesen.

Alle drei Kapitel stellen Überarbeitungen von auch an anderer Stelle publizierten Studien C.s dar, deren Qualität unstrittig ist. Die Übersetzung der auf Englisch gehaltenen Vorträge ins Deutsche und die Aufführung abschließlich deutscher Übersetzungen im Quellenverzeichnis deuten darauf hin, dass Autor und Verlag nicht nur das engere Fachpublikum erreichen möchten. Da allerdings die Argumentation auf eher spezielle Fragestellungen ausgerichtet und ohne fachspezifische Kenntnisse nicht immer ohne weiteres nachvollziehbar ist, scheint das Erreichen dieses Zieles fraglich.

Eichstätt

Andreas Hartmann

Simon Hornblower, A Commentary on Thucydides. Vol. 3: Books 5.25–8.109. Oxford/New York/Auckland, Oxford University Press 2008. XIX, 1107 S., £ 170,-.

Anzuzeigen ist nicht weniger als die Vollendung einer Großtat. H. hat in knapp zwanzig Jahren *den* Thukydides-Kommentar für die nächsten Dutzend Jahren vorgelegt. Seine Monographie (1987, ²1994) bildete gleichsam die Einleitung zu Bd. 1 (Thuk. 1–3, 1991, 548 S.), während die ausführliche ‚Introduction‘ zu Bd. 2 (4–5,24, 1996, 520 S.) wesentliche Einzelaspekte erörtert, u. a. die Auseinandersetzung mit Herodot, die Reden und die Benutzung von Inschriften. Im Vergleich zum fünfbandigen Werk von Gomme, Andrewes und Dover (1945–1981), das für viele textkritische, topographische und historisch-technische Detailfragen nach wie vor wichtig bleibt, ist H.s Werk durch die Übersetzung der (nach wie vor griechisch ausgeworfenen) Lemmata expliziter und leichter zugänglich. Moderner ist das neue Werk auch darin, daß es den Bereichen Kult und Religion, die in der Forschung lange für vernachlässigbar galten, größere Bedeutung beimißt. Außerdem hat H. die schier unüberschaubare Forschungsliteratur gründlich durchgearbeitet und macht sie in luziden Referaten überschaubar, vornehmlich in den einleitenden Erörterungen zu den Erzähleinheiten, um daran seine eigene Interpretation anzuschließen; wenn das kritisch geschieht, wie gegenüber L. Canfora, bleibt H. doch stets fair und bemüht, die Stärken abweichender Argumente zu sehen.

Anders als bei Gomme et al. wird Wortgebrauch, Komposition, literarischer Technik und Intertextualität (nicht allein zu Herodot) große Auf-

merksamkeit geschenkt. Argumente aus den letztgenannten Bereichen zieht H. für seine unitarische Auffassung der ‚zweiten Pentade‘ heran. Die Stellung des Melierdialogs am Ende von Buch fünf veranlaßt ihn, sich vorsichtig H. Rawlings Vermutung anzuschließen, das Gesamtwerk habe zehn Bücher umfassen sollen, mit einem ‚Athener-Dialog‘ als finalem Gegenstück. Die Auffälligkeiten des achten Buches werden als Absicht, nicht als Zeichen von Unfertigkeit gedeutet, was nicht recht einleuchten will. Für die Textkonstitution verweist H. auf die große dreibändige Ausgabe von G. B. Alberti (Rom 1972/1992/2000), diskutiert aber auch immer wieder einzelne Stellen. Häufig mit Gewinn benutzt ist die lateinische Übersetzung aus der Feder von Lorenzo Valla. Daß H. als einer der gelehrtesten und zugleich produktivsten Althistoriker unserer Zeit in den historischen Problemen völlig zu Hause ist und die Politik-, Militär-, Sozial- und Kulturgeschichte ebenso beherrscht wie Prosopographie und Topographie, muß nicht eigens erwähnt werden. Zu den Höhepunkten gehören die dichten Erörterungen des Melierdialogs, in dem es auch um die Spartaner und die irgeleiteten Hoffnungen der Melier auf ihre Mutterstadt geht, und des Tyrannenexkurses, in dem Thukydides bewies, daß er durchaus so ‚konnte‘ wie Herodot, aber methodisch fundierter arbeitete. H. vermutet ansprechend, solche Stücke könnten gut zum Vortrag beim Symposium bestimmt gewesen sein.

Die Einleitung zum vorliegenden Band besteht wiederum aus kürzeren Abhandlungen zu Einzelfragen. Hier greift H. weniger beachtete Phänomene wie das Theaterwesen auf Sizilien oder das auffällige Schweigen des Thukydides zum Athener Rat der 500 auf. Sein im Laufe von fast dreißig Jahren entwickeltes Thukydidesbild will der Autor im ersten Kapitel eines Bandes mit gesammelten Aufsätzen darlegen. Mit diesem Kommentar jedoch steht ein in wesentlicher Hinsicht anderer Thukydides bereits vor uns: nicht mehr (nur) der nüchterne, eine separate Form des Redens über Vergangenheit begründende Historiker der Macht- und Realpolitik, sondern ein Autor mit einem ausgeprägten Organon für Sinnstiftung durch Auswahl, Übertreibung und Komposition, für Kontingenz und Theatralik. H.s Werk ist seinem Gegenstand kongenial.

Bielefeld

Uwe Walter

S. C. Todd, *A Commentary on Lysias, Speeches 1–11*. Oxford/New York/Auckland, Oxford University Press 2007, Reprint 2009. IX, 783 S., \$ 299,-.

Der vorliegende Band bildet den Auftakt zu einer umfassenden Gesamtkommentierung aller Reden und Fragmente des lysianischen Corpus; er ruht auf gründlichen Studien. Text und kritischer Apparat sind der neuen OCT-Ausgabe von C. Carey (2007) entnommen; die Übersetzung ist gegenüber T.s früherer Version in der Reihe „Oratory of Classical Greece“ (2000) textnäher. Vorangestellt ist eine ausführliche, sehr sachkundige Einleitung (S. 1–42) zu Biographie, Chronologie, Textüberlieferung und Authentizitätsfragen; demnach sollten or. 6, 8 und 9 als apokryph betrachtet werden, or. 11 als Epitomê, der Epitaphios (or. 2) hingegen als echt. T. kommentiert als Historiker und Kenner des athenischen Rechts, legt aber keinen rein historischen Kommentar vor, sondern schenkt der jeweiligen Redesituation und der rhetorisch-argumentativen Strategie große Aufmerksamkeit; in diesem Sinne ist jeder Rede eine ausführliche Einführung vorangestellt. Nicht nur in der vielbehandelten Verteidigung für die Tötung des Eratosthenes (or. 1) setzte Lysias dem Bürger, für den er schrieb, eine Maske schlichten Biedersinns auf, hinter der sich sehr viel komplexere Vorgänge verbergen konnten. Im Fall der genannten Rede vermutet T. ansprechend, der getötete Ehebrecher könnte ein enger Verwandter des gleichnamigen Mannes sein, der unter den Dreißig für den Tod von Lysias' Bruder verantwortlich war (or. 12). Den Epitaphios – ob tatsächlich so vorgetragen oder nicht – sieht T. in Platons Menexenos und Isokrates' Panegyricus mindestens reflektiert; seine Kommentierung (S. 149–274) tritt in jedem Fall neben die noch immer grundlegende Studie von N. Loraux. Mit Recht hebt T. ferner den politischen Subtext in nicht wenigen Lysias-Reden hervor, die alle in der Zeit nach der Amnestie geschrieben wurden, so im Falle der Verletzung eines Heiligen Ortes (or. 6).

Die Lemmata im übersichtlichen, durch vier Register gut erschlossenen Kommentar (S. 43–704) sind griechisch ausgeschrieben, aber mit Übersetzungen versehen. T. erörtert stilistische Besonderheiten und Realien nur, wenn sie für die Überredungsstrategie von Bedeutung sind bzw. Gegenstand wissenschaftlicher Erörterung waren oder zum Verständnis des Textes erklärt werden müssen; auch so wird das Gesamtwerk am Ende gegen dreitausend Seiten umfassen. Der Dank für diesen Einstieg verbindet sich daher mit der Hoffnung, der Autor möge sein Projekt in der hier aufgewiesenen Qualität vollenden können.

Bielefeld

Uwe Walter

Lionel Jehuda Sanders, *The Legend of Dion*. Toronto, Kent 2008. 302 S., \$ 82,50.

Der Autor hat sich schon mehrfach mit Fragen der Geschichte der Westgriechen, speziell mit der Tyrannis des ersten Dionysios, befasst. Hier konzentriert er sich auf den vor allem wegen seiner Beziehungen zu Platon umstrittenen Dion, der sich zum Tyrannengegner entwickelte, nach Vertreibung Dionysios' II. aber selbst mit seinen Reformplänen für die syrakusanische Verfassung scheiterte.

Sanders versucht der objektiven Rolle des Politikers nahezukommen, indem er in einer reich dokumentierten Untersuchung Schicht für Schicht der Quellenüberlieferung und damit zugleich die Dionlegende seziert; sein Buch zielt somit auch auf eine Analyse der historiographischen Tradition. Die ersten beiden Kapitel sind den anti- und prodionischen Stimmen (Philistos und Athanis bzw. Timonides von Leukas) gewidmet. Es folgt ein Blick auf die Einschätzungen mutterländischer Historiker (Ephoros und Theopomp) sowie die von Autoren, die der Akademie angehörten oder ihr nahestanden. Weitere drei Kapitel gehen dem ‚Nachleben‘ Dions vom Hellenismus bis zur Rezeption der Moderne nach.

Darstellungen Dions beinhalten, so S.' Ergebnis, unabhängig von ihrer Entstehungszeit ein hohes Maß an Verzerrung. Einflussreich war vor allem die Idealisierung durch Platons Anhänger. Als historischen Kern hält S. dagegen allein die Deutung Dions als (letztlich gescheiterten) Söldnerführer und Machtpolitiker für plausibel, der sogar mit dem Gedanken spielte, sich innerhalb der Tyrannendynastie durchzusetzen. Er war zu Intrigen am Hofe Dionysios' II. oder mit den Karthagern bereit, hatte wenig demokratische Neigungen, stellte sich wiederholt dem syrakusanischen Demos entgegen und schaltete skrupellos verdiente Partner aus (Herakleides), die seine oligarchisch-aristokratischen Tendenzen nicht teilten. Diese Einschätzung Dions – weit entfernt von einem liberalen, philosophisch geleiteten Verfassungsreformer – rekonstruiert S. als das durch die zeitgenössische Historiographie (Philistos, Athanis, auch Ephoros und Theopomp) entwickelte, realistische Bild.

Die darin und in Kallippos' Brief an die Athener enthaltene Kritik an Dion und an dem Versuch einer platonischen Einflussnahme auf die sizilische Politik sieht er zugleich als die Folie an, auf welche insbesondere die ebenfalls zeitgenössischen ‚platonischen‘ Briefe 7 und 8 reagiert haben: durch die Stilisierung Dions zum idealistischen Gefolgsmann Platons und Befreier, dessen Taten die Praxisnähe von dessen Staatsphilosophie erhärteten und der zugleich für Demokratie und die ‚nationale Sache‘ der Sike-

lioten gegen die Punier sowie auch für Kolonisationsprojekte stand. Innere Widersprüche der Briefe und der Darstellung des Timonides (in Plutarchs *Dionvita*) verraten jedoch nach S. die Realitätsferne dieser apologetisch-eulogischen Zeichnung.

Grundproblem seiner Rekonstruktion ist die geringe Anzahl von Fragmenten der Historiker des 4. Jh.s, die sich mit Dion befassten. S. ist daher vielfach darauf angewiesen, die Tendenz der Diondarstellungen aus ihrer generellen Position und sonstigen Indizien zu erschließen. Zudem sind auch diese Historiker der Parteilichkeit und Einseitigkeit verdächtig, die zu einer undifferenzierten Charakterisierung Dions geführt haben können. Daher ist dessen positive Zeichnung seitens der platonischen Schule nicht vollends widerlegbar und dürfte weiterhin Anhänger finden.

Dennoch muss man S. bescheinigen, in einer konsequenten Quellenanalyse starke Argumente für eine überaus skeptische Betrachtung der Motive, Ziele und Leistungen Dions und seiner Beurteilung in der Akademie vorgebracht zu haben. Sein weiteres Verdienst ist die Erhellung der späteren Dionüberlieferung und Rezeptionsgeschichte.

Ein *Index Nominum et Locorum* schließt den Band ab, der gerade bei fremdsprachigen Texten eine Reihe von Druckfehlern aufweist.

Köln

Bernhard Smarczyk

Efrem Zambon, *Tradition and Innovation: Sicily between Hellenism and Rome*. (Historia, Einzelschriften, H. 205.) Stuttgart, Steiner 2008. 326 S., € 62,-.

Die Lage in der Einflussosphäre Griechenlands, Karthagos und Roms prägte entscheidend die Geschichte Siziliens durch das Zusammentreffen verschiedener Ethnizitäten, Herrschaftsformen oder als Exerzierfeld für die Einrichtung einer römischen Provinz. Gerade die rund fünfzig Jahre zwischen 289 und 241 v. Chr. oszillieren im Spannungsfeld von Tradition und Innovation. Diesem Zeitraum ist die überarbeitete und erweiterte Version der Dissertation gewidmet, mit der Zambon 2001 an der „La Sapienza“ promoviert wurde.

Die Monographie ist – abgesehen von einem einleitenden und abschließenden Kapitel sowie Literaturverzeichnis und Registern – in drei größere Abschnitte unterteilt, die die Zeit vom Tod des Agathokles bis zur Ankunft des Pyrrhus, von Pyrrhus' Anwesenheit auf Sizilien und schließlich die Zeit des 1. Punischen Krieges behandeln. Dabei ist es Zambons Ziel, „the

political evolution of Sicily“ (S. 12) anhand einer umfassenden Quellen-schau darzustellen.

Im Gegensatz also zur gegenwärtigen Forschungsdiskussion, die sich mit Sizilien und Unteritalien vor allem unter der Perspektive ethnischer Identitäten (Lomas), hellenistischer Kulturpolitik (Lehmler) oder konkreter Herrschaftsausübung (Engels/Geis/Kleu) befasst, versucht Zambon mittels einer genauen Chronologie die politische Geschichte Siziliens, d. h. notgedrungen weitgehend der Geschichte Syrakus', zu rekonstruieren. Dabei zeigt sich, dass die Verfolgung der Ereignisgeschichte nicht alle Möglichkeiten ausschöpft, um Kontinuitäten und Neuerungen politischer Institutionen zu beleuchten. So zeigt beispielsweise das nur flüchtig erwähnte Besteuerungssystem, das Hieron von Ptolemaios Philadelphos adaptierte und schließlich von den Römern in Sizilien als *lex frumentaria* weitergeführt wurde, dass institutionelle Innovationen nicht allein durch militärische Auseinandersetzungen, sondern ebenso durch den Austausch von Ideen herbeigeführt wurden und eine Tradition begründen konnten.

Erst in den letzten beiden Unterkapiteln verlässt Zambon die diachrone zugunsten einer strukturellen Betrachtung. Dabei beurteilt er die Romanisierung (im politischen Sinn) und das Verhältnis zwischen Rom und den sizilischen Poleis ungewöhnlich positiv – so etwa in seiner Feststellung, „the Romans integrated themselves into the political and social system of Greek and indigenous Sicily“ (S. 252). In diesem Sinne führt Zambon die Einrichtung der zwei eponymen Magistrate von Entella auf den Einfluss campanischer Söldner zurück und erkennt darin einen rücksichtsvollen Umgang der Römer mit den unterworfenen Städten. Dieses Beispiel deutet die bisher wenig beachtete Rolle der campanischen – bzw. allgemeiner der italischen – Söldner bei der Modifikation der stadtstaatlichen Verfassungen an; es zeigt aber auch, dass die Römer in die innere Autonomie der Verfassung der Städte durch die Begünstigung bestimmter Bevölkerungsgruppe sehr wohl eingriffen. In diesem Sinne bleibt die genaue Bestimmung der Bedeutung von Söldnern bei der sogenannten Romanisierung der ersten römischen Provinz noch offen.

Die Untersuchung bezeugt insgesamt eine genaue Kenntnis und umsichtige Analyse der literarischen, numismatischen, epigraphischen sowie archäologischen Quellen und hält eine Reihe von wichtigen Einzelerkenntnissen bereit, die in der Summe die Monographie als grundlegend für jede weitere Beschäftigung mit Sizilien im Zeitraum von 289–241 v. Chr. auszeichnen.

Bielefeld

Dorothea Rohde

Mary Beard, *The Roman Triumph*. Cambridge, Mass./London, Belknap Press of Harvard University Press 2007. 434 S., £ 19,95.

Dies ist ein cleveres Buch. Der Titel verspricht nicht zuviel, B. behandelt in neun Kapiteln so ziemlich jede Facette des Triumphs, von der mitgeführten Beute und den Gefangenen über die politischen Regeln für die Erlangung eines Triumphs bis hin zu anderen Ritualen, die aus der Triumphsymbolik schöpfen. Ich verzichte auf eine Aufzählung der Gliederungspunkte, sie würde dem Buch Unrecht tun, weil sie eine klar segmentierte Darstellung suggerierte. B. hat nämlich kein Handbuch geschrieben, in dem man etwa bequem im dritten Kapitel alles nachlesen kann, was sie über die *Fasti triumphales* zu sagen weiß. Dank B.s klarer, unprätentiöser Diktion verliert sich der Leser nicht im Buch, doch ihre Erzählweise ist eine kreisende, oft essayistische, die Dinge aus unterschiedlichen Perspektiven angehende. Wer über die Triumphlisten Bescheid wissen will, muß auch ins zweite und neunte Kapitel gucken. Am besten aber liest er das Buch im Ganzen. Nicht nur, weil B. die Quellenlage ebenso wie den Stand der Forschung souverän überblickt, sondern weil ihre Argumente, selbst wenn sie nicht in jedem Fall überzeugen und hier und da überspitzt sind, immer – und das ist keine Floskel: wirklich *immer* – Denkanstöße geben. B. hat ein „manifesto of sorts“ (S. 5) geschrieben. Es geht ihr nicht darum, was wir über den Triumph wissen, sondern auf welchen Wegen wir es wissen. An der vieldiskutierten Frage etwa, ob der Triumphator den Gott Jupiter oder den etruskischen König abbilde, interessiert B. nicht, was in der römischen Frühzeit passierte, nicht einmal so sehr die Auseinandersetzung mit der einschlägigen Forschung (obwohl diese durchaus stattfindet), sondern welche Bedeutung diese schon in der Antike konstruierten Traditionen für das politische und kulturelle Leben der Jahrhunderte um die Zeitenwende hatten.

Für diejenigen unter uns, die doch gern wissen wollen, *was* denn nun passiert ist – ich gehöre zu ihnen –, wird die Lektüre hin und wieder unbefriedigend. Denn B. arbeitet heraus, wie vielfältig die antiken Deutungsangebote und wie willkürlich manche modernen Versuche sind, eines von ihnen als Wiedergabe der historischen Realität zu akzeptieren. Dabei belässt sie es oft, sie entscheidet sich nicht für ein ihr wahrscheinliches Szenario. So reißt B. liebgewonnene Interpretationsgebäude ab, ohne etwas Neues zu errichten. Die Leere macht zunächst wenig Freude, aber wer sich auf B.s Prämisse einlässt, der weiß, dass es ihr gerade um diese Demonstration geht. Eine entscheidende Aufgabe des Historikers ist es, aus der Vielzahl der Informationen die wesentlichen herauszufiltern, das Typische vom Auffälligen zu scheiden, die Vergangenheit zu deuten. Am Beispiel eines

überaus breit bezugten Rituals zeigt B., wie schwierig dieses Geschäft ist: Unsere Ergebnisse sind meist unsicher, nicht nur in der antiken Geschichte, und wir müssen uns vor der Deutungstiftung der Quellen hüten, insbesondere wenn wir selber Sinn zu geben suchen. B.s glänzendes Buch lohnt die Lektüre – für jeden Historiker und historisch Interessierten.

Dresden

Rene Pfeilschifter

Andreas Bendlin / Jörg Rüpke (Hrsg.), Römische Religion im historischen Wandel. Diskursentwicklung von Plautus bis Ovid. (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge, Bd. 17.) Stuttgart, Steiner 2009. 199 S., € 46,-.

Der Sammelband enthält neben einer zusammenfassenden Einleitung von Andreas Bendlin insgesamt acht Beiträge verschiedener Autoren, die sich im Grenzbereich zwischen Religions- und Literaturwissenschaft bewegen und vielfältige neue Perspektiven für weitere interdisziplinäre Untersuchungen aufzeigen. Ein wichtiges Anliegen des Buches liegt darin, antike Texte gerade auch aus dem literarischen Bereich nicht als bloßen Steinbruch für religionshistorisches Faktenwissen zu begreifen, sondern in ihnen die zeitgenössischen Reflexionen über die eigene Religion herauszuarbeiten. Ferner unternimmt der Sammelband den Versuch, alte und z. T. in heutiger Forschung noch gängige Dichotomien wie den Antagonismus zwischen einer vermeintlich originalen, mythisch-reflexiv geprägten griechischen Kultur und einem eher ritualistisch-formalen Rom im Sinne einer bloß epigonalen Kultur kritisch zu hinterfragen. Behandelt werden auch Texte, die bislang nicht im Fokus religionsgeschichtlicher Untersuchungen standen. Der erste Beitrag von *Boris Dunsch* situiert unter Einbeziehung gängiger Performanztheorien die römischen Komödien in ihrem religiösen Kontext kultischer Spiele. Den Bereich des Antiquarismus behandeln mehrere Beiträge (*Markus Sehlmeier, Jörg Rüpke, Marie-Karine Lhommé*), die zum einen die Zusammenhänge zwischen aktueller Tagespolitik und antiquarischer Behandlung des Phänomens Religion sowie die systematisierenden Tendenzen bei Varro aufzeigen. *Ingo Gildenhard* rekurriert in seinem Beitrag zur religiösen Semantik in den Reden Ciceros auf systemtheoretische Modelle Niklas Luhmanns, um zu zeigen, dass innerhalb einer Epoche oder sogar bei einem Autor durchaus verschiedene „theologische“ Konzepte wie Orthopraxie und philosophische Reflexion nebeneinander her existieren können. Stark in den literaturwissenschaftlichen Bereich greift der Beitrag *Rüpkes* zu Properz' Buch IV über: Plausibel erklärt *Rüp-*

ke die Inkongruenzen der beiden verschiedenen dichterischen Programme (Sprecher-Ich vs. Horus) von Prop. IV,1 sowie die thematische Heterogenität der folgenden Elegien als Zeichen der augusteischen Polyphonie innerhalb des elegischen und theologischen Diskurses. Den Zusammenhang von Literatur und Religion diskutieren ebenfalls *Maud Pfaff-Reydellet* und *Katharina Waldner* in ihren Aufsätzen zu Ovids *Fasten* und *Metamorphosen*, die als mehr oder weniger deutungsoffene Werke im Spannungsfeld von religiös-kultischer Tradition und Innovation in der Kaiserzeit problematisiert werden. Insgesamt handelt es sich um einen anregenden und nützlichen Band, der Religionswissenschaftler, Klassische Philologen und Althistoriker in gleicher Weise ansprechen dürfte und sich durch seine solide philologische Zugriffsweise sowie die breite theoretische Fundierung positiv auszeichnet.

Göttingen

Peter Kuhlmann

Konrad Vössing (Hrsg.), Das römische Bankett im Spiegel der Altertumswissenschaften. Internationales Kolloquium 5./6. Oktober 2005 Schloß Mickeln, Düsseldorf. Stuttgart, Steiner 2008. 213 S. u. 62 Abb., € 44,-. Der aus einer von dem Hrsg. organisierten Konferenz hervorgegangene Band vereint eine internationale Gruppe von Archäologen, Althistorikern und Philologen, die sich mit dem römischen Bankett befassen. Wie der Titel andeutet, möchte der Band einen multidisziplinären Blick auf ein Thema werfen, das die herkömmlichen Disziplingrenzen überschreitet und eine interdisziplinäre Zusammenarbeit erfordert. Unter den Beiträgern finden sich bedeutende Gelehrte, die seit langem zum römischen Bankett publiziert haben, ebenso wie jüngere Forscher mit neuen und willkommenen Ansätzen. Die einzelnen Beiträge, die disparate Themen behandeln, eröffnen anregende Perspektiven und sind ausnahmslos lesenswert. Der Band als Ganzes ist eine wertvolle Ergänzung zur wachsenden Forschungsliteratur über das römische Bankett. Eine wirklich innovative interdisziplinäre Methodologie ist allerdings nur in schwachen Ansätzen erkennbar – eine Methodologie, die etwa spezifische Fragen formulierte, welche eine signifikante Interaktion zwischen Forschern aus verschiedenen Fachgebieten ermöglichen würde; oder die dazu führen könnte, dass die bildorientierten und die textorientierten Forscher die sie trennende Kluft überbrücken und ihre jeweiligen Befunde diskutieren.

Ein solcher methodischer Neuansatz betrifft die Themen und die Regeln der geselligen Konversation, ein zentraler aber immer noch unzureichend

verstandener Aspekt der römischen Geselligkeit. Der Beitrag von *William Slater* („The Ancient Art of Conversation“) sammelt und untersucht erstmals eine Vielzahl von diesbezüglichen Zeugnissen. Der Aufsatz von *Katherine Dunbabin* („The Imagery of Convivial Entertainment“) beschreibt, wie die Dekoration der Speisesäle dazu beitrug, den Ton und den Erwartungshorizont für die Unterhaltungen bei den Banketten zu beeinflussen. Und *Ulrike Engelhaaf-Gaiser* liefert in ihrem Beitrag „Mirabile Metamorphosen und narrative Bildkunst bei Tisch“ eine brillante Analyse der Perseus und Medusa-Episode in den *Metamorphosen* von Ovid, indem sie diese Episode interpretiert als eine gesellige Unterhaltung und als eine Ausdeutung des Skulpturenprogramms des Speisesaals, in dem die Erzählung angesiedelt ist. Hier finden wir in der Tat einen Historiker, eine Archäologin und eine Literaturwissenschaftlerin, die eine bestimmte Frage aus der jeweiligen besonderen Fachperspektive beleuchten.

Einem zweiten wichtigen Thema widmen sich mehrere Beiträge, der Frage nämlich, wie Prestige und Hierarchie durch Geselligkeit präsentiert und artikuliert werden. *Dirk Schnurbusch* („Prestigehierarchie‘ und aristokratisches Gastmahl in der späten Republik und frühen Kaiserzeit“) erörtert die gesellschaftlichen Implikationen des mehr oder weniger luxuriösen Banketts. Er argumentiert, dass der Diskurs über die Ausgestaltung des Banketts selbst ein politisches Mittel ist, durch welches Individuen in eine durch Prestige definierte aristokratische Gruppe eingeschlossen oder auch von ihr ausgeschlossen werden können. *Werner Tietz* untersucht in seinem Beitrag „Das ‚einsame‘ Mahl im römischen Moraldiskurs“ die Auswirkungen, die das Bewirten, das Eingeladenwerden oder das Alleinessen auf den gesellschaftlichen Status haben. *Anja Bettenworth* („Das Gastmahl des Kaisers Maximus im Martinsepos des Paulinus von Périgueux“) betrachtet die Aushandlung von Status und Hierarchie in der epischen Schilderung der Teilnahme von St. Martin an einem kaiserlichen Bankett. Und *Elena Merli* erforscht die nur spärlich bezeugte „eranos“-Tradition in der römischen Lyrik, derzufolge alle Teilnehmer an einem Bankett etwas zu essen oder zu trinken mitbrachten. Nach ihrer Ansicht impliziert diese Art des Speisens einen sozialen Egalitarismus, der nicht im Einklang ist mit den üblicherweise bei römischen Banketten vorgefundenen Demonstrationen von Hierarchie. Diese genannten Beiträge, so wertvoll sie sind, beruhen doch nur auf der Analyse von Texten. Die Diskussion hätte einen interdisziplinären Charakter etwa durch einen archäologischen Beitrag über Raum und soziale Hierarchie in den römischen Speisesälen erhalten können.

Der Sammelband enthält des weiteren Aufsätze über „Stilleben zwischen Naturstudie und Speisekarte“ (*Harald Mielsch*), über die spätantiken halbkreisförmigen Speisesofas mit Wasserfontänen (*Eric Morvillez*), über das Gebäude mit drei Triclinia in Murecine (*Salvatore Ciro Nappo*), über das Gastmahl und die Ordnung der Zeit (*Elke Stein-Hölkeskamp*) und über die Bedeutung des lateinischen Begriffs *comissatio* von *Konrad Vössing*, der in zentralen Aspekten eine andere Meinung vertritt als der Rez. (M. Roller, *Dining Posture in Ancient Rome*. Princeton 2006, 184–188).

Die Einleitung des Hrsg.s beschreibt konzise die interdisziplinäre Herausforderung, die sich bei der Erforschung des römischen Banketts stellt. Die Einzelbeiträge bieten viele nützliche Einsichten in verschiedene Aspekte des Themas. Doch es sind genau diese Mannigfaltigkeit und die nur schwache Verbindung zwischen den Beiträgen, die aufzeigen, wie schwierig es ist, zu jenem integrierten interdisziplinären Ansatz zu gelangen, den der Hrsg. zu Recht einfordert.

Baltimore, MD

Matthew Roller

Klaus Zmeskal, *ad finitas*. Die Verwandtschaften der senatorischen Führungsschicht der römischen Republik von 218–31 v. Chr. Hrsg. v. *Arnim Eich*. Bd. 1: Alphabetischer Katalog, Anhänge, Gestiftete Verwandtschaften. Bd. 2: Stammtafeln, *tabulae generationum*. Passau, Stutz 2009. VII, 492 S., 120 Bil., CD-ROM, € 115,-.

Habent sua fata libelli: Das anzuzeigende Werk – eine Dissertation, die der früh verstorbene Autor nicht mehr selbst für den Druck überarbeiten und publizieren konnte – ist ein Torso von beeindruckender und bedrückender Monumentalität. Nach Auskunft des Herausgebers (S. VII) hatte Z. selbst noch „die ursprünglich eher diskursive Anlage des Werkes“ aufgeben müssen, und „einige reflektierende und interpretierende Abschnitte“ seien gar nicht mehr druckreif geworden – daher bestehen die beiden Bände zum ganz überwiegenden Teil aus Listen und Tafeln, darauf bezogenen Erläuterungen und Benutzungshinweisen.

Den größten Teil des ersten Bandes (S. 11–287) nimmt ein alphabetisch nach ihrem Gentilnomen geordneter Katalog aller Personen ein, die explizit oder implizit als ‚Senatoren‘ in dem genannten Zeitraum bezeugt sind, ihre namentlich bekannten Verwandten in direkt aufsteigender und absteigender Linie über jeweils drei Generationen, „natürliche Seitenverwandte“, also Geschwister, und schließlich die „direkte(n) Verwandten durch Rechtsakte“, also durch Heirat respektive Adoption (S. 2, 4 ff.). Die einzel-

nen Einträge bestehen jeweils aus einem Skelett von Rohdaten (S. 8 ff.): Name des Individuums, höchstes erreichtes Amt, die bezeugten Verwandten mit Grad der Verwandtschaft, Zeugnisse, sowie gelegentlich – aber nicht systematisch – Hinweise auf einschlägige Literatur. Diese wird dann in einem ersten „Anhang“, der die wiederum nach Gentilnomina sortierten „Erläuterungen zum Katalog“ (S. 289–382) enthält, dokumentiert und (oft recht knapp und selektiv) diskutiert. Ein weiterer, ebenso geordneter Anhang enthält eine Reihe von Hinweisen zur Münzprägung, soweit Z. diese etwa für die Rekonstruktion der Verwandtschaftsbeziehungen der Münzmeister für relevant hielt (S. 383–397).

Der zweite Band ist ähnlich aufgebaut: Er enthält 70 einfache Stammtafeln der meisten (keineswegs aller) *gentes* bzw. Familien der im ersten Teil katalogisierten Senatoren – von den Aemilii Lepidi und Pauli bis zu den verschiedenen mehr oder weniger prominenten *stirpes* der Valerii. Dazu werden wiederum Übersichten und Erläuterungen geboten – nun aber nicht nur der problematischen Fälle bzw. unsicheren Beziehungen einzelner Personen, sondern etwa auch zu der römischen Verwandtschaftsterminologie sowie zu Häufigkeit und Verteilung der Praenomina in den einzelnen *gentes*.

Einen interessanten Darstellungsansatz stellen die „Generationentafeln“ des zweiten Bandes dar, durch die Z. „ein topologisches Problem“ angehen will. Indem er verwandtschaftliche Beziehungen durch ihre verschiedenen Entstehungsgründe „als mehrdimensionalen Raum denken“ und möglichst auch graphisch darstellen will, sollen jene allfälligen Überschneidungen der „Ebenen“ oder „Dimensionen“ als solche erkennbar werden, die etwa dann entstünden, wenn die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern einerseits und zwischen Eheleuten und ihren Geschwistern andererseits durch Heiraten zwischen Geschwisterkindern eine zusätzliche „Ebene“ erhielten. Gerade in diesem Zusammenhang erscheint allerdings Z.s Entscheidung, in seinen Katalog diese ‚Seitenverwandten‘, also etwa Geschwister der Eltern und Geschwisterkinder nicht aufzunehmen, besonders problematisch. Zudem wird nicht recht deutlich, wie die Tafeln angesichts der Grenzen, die schon durch ihre Zweidimensionalität gesetzt sind, die erwähnte anspruchsvolle Zielsetzung erfüllen sollen – tatsächlich sind sie einigermaßen unübersichtlich, und daran können auch die umfangreichen Erläuterungen und Hinweise zur Benutzung nichts ändern.

Einiges Interesse verdienen auch Z.s ‚diskursive‘ Überlegungen zu ‚gestifteten Verwandtschaften‘, also nicht nur zu Ehen, sondern auch zu den Adoptionen, die ja eine spezifische Strategie zur Sicherung familialer Kon-

tinuität waren, und zu den politischen und sozialen Funktionen, rechtlichen Formen und Folgen solcher ‚Stiftungen‘ (S. 399–464). Der Natur der Sache nach ist hier zwar nicht mit grundstürzend neuen Einsichten zu rechnen, aber das diszipliniert-systematische Durchmuster der „Typologie der politischen Ehe“ (S. 423 ff.) und des breiten Spektrums der denkbaren Möglichkeiten, Intentionen und nichtintendierten (Neben-)Wirkungen zwischen „Integration“ und „Instrumentalisierung“ ist durchaus nützlich – auch wenn man (wie der Rez.) leise Bedenken bezüglich Z.s nicht weiter reflektiertem und daher gelegentlich problematischem Umgang mit wissenschaftsgeschichtlich gewissermaßen kontaminierten Begriffen wie „Bündnis“ oder „(metallischer) Gruppe“ hegt (z. B. S. 420, 426 f.).

Wie dem auch sei: Z. hat uns ein zusätzliches, recht brauchbares Arbeitsinstrument hinterlassen, das in einer erneuerten, modernen und methodisch fundierten prosopographischen Forschung zur politischen Klasse der römischen Republik seinen Platz finden wird. Leider wird die Nutzung dieses Instruments durch die zum Teil sehr schlechte Druckqualität und vor allem durch die Entscheidung, die statistischen Auswertungen des Materials nur in elektronischer und nicht in übersichtlicher konventioneller Form bereitzustellen, unnötig beeinträchtigt – Z. und sein Werk hätten da Besseres verdient. Denn gerade diese Analysen, die umsichtige ‚diskursive‘ Begründung des methodischen Vorgehens und die ersten Daten und Ergebnisse zu den vielschichtigen und vielfältigen Zusammenhängen zwischen Verwandtschaft und Prominenz, familialer Kontinuität und politischem Erfolg, Rang und Status sind von besonderem Interesse für den erwähnten Ansatz der modernen Forschung.

Köln

Karl-Joachim Hölkeskamp

Roberto Cristofoli, Antonio e Cesare. Anni 54–44 a.C. (Saggi di Storia Antica, 30.) Roma, L’Erma di Bretschneider 2008. 204 S.

Schon Anfang der achtziger Jahre hat D. Kienast in seiner wichtigen Augustus-Monographie auf das Desiderat einer umfassenden Untersuchung zum Leben und Wirken des Marcus Antonius hingewiesen. Seitdem sind zwar einige wenig überzeugende, da durchgängig populärwissenschaftlich orientierte Biographien erschienen, eine eingehende Aufarbeitung der relevanten Forschungsergebnisse ist aber nur für einzelne Phasen im Leben des Triumvirn erfolgt, insbesondere für die Zeit nach den Iden des März und die späte Triumviratszeit. Cristofoli füllt mit seinem Buch eine der off gebliebenen Lücken: die Periode zwischen 54 und 44 v. Chr. Denn ob-

schon der Titel Caesar als gleichberechtigt neben Antonius erscheinen lässt, liegt der Fokus doch ganz auf Letzterem.

Nach einem Vorwort (S. 9–11), widmet sich die Abhandlung zuerst den Aktivitäten des Antonius in den 50er Jahren (S. 13–42), in denen der spätere Triumvir seine politische Laufbahn unter der Schirmherrschaft Caesars begann. Es folgen ein Kapitel zu den Aktivitäten im Bürgerkrieg bis Pharsalos (S. 43–84), ein weiteres zur Vertretung Caesars in Italien (S. 85–106) und ein Abschnitt zur zwischenzeitlichen Verstimmung zwischen Antonius und seinem Patron in den Jahren 46 und 45 (S. 107–128). Danach geht der Autor auf die „opposizione ‚mista‘“ gegen Caesar ein sowie auf die vieldiskutierten *Lupercalia* des Jahres 44 v. Chr. (S. 129–152). Zum Schluss behandelt ein Kapitel die Verschwörung an den Iden des März und die Rolle des Antonius bei diesem Ereignis (S. 153–188). Angehängt sind ein Literaturverzeichnis (S. 189–198) und ein Personenindex (S. 199–202). Ein Verzeichnis der behandelten Quellenstellen fehlt leider.

Obschon der Buchtitel den Beginn der Untersuchung ins Jahr 54 setzt, wird auch die vorherige Zeit im Leben des Antonius behandelt und hierbei unter anderem der seit langem umstrittene Geburtstag (S. 16f.). Zwar steht der genaue Tag, der 14. Januar, durch die *Fasti Verulani* fest, das konkrete Jahr wird aber nach wie vor gesucht. Cristofoli diskutiert alle Zeugnisse, darunter zwei Quinarii der Jahre 43 und 42, auf die Antonius sein Alter hat aufprägen lassen, kann aber zu keinem neuen Ergebnis kommen und stellt wie der größte Teil der Forschung die Jahre 83 und 82 v. Chr. zur Wahl.

Im Falle der umstrittenen Datierung der Quaestur des Antonius kommt Cristofoli nach intensiver Diskussion (S. 28–31) sämtlicher Hinweise in den Quellen zu dem Schluss, dass diese eher ins Jahr 51 als 52 zu datieren sei.

Sehr ausführlich geht er ferner auf die Entfremdung zwischen Caesar und Antonius in den Jahren 46 und 45 ein (S. 107–128). Erst kürzlich wurde der Zwist von J. T. Ramsey zur Erfindung Ciceros erklärt; zu Unrecht, wie Cristofoli überzeugend darlegen kann (S. 117f.).

Auch wenn man Cristofoli nicht in jedem Detail beipflichten wird, hat er mit seinem Buch doch zweifellos eine gelungene Untersuchung zu einer wichtigen Phase im Leben des Antonius vorgelegt. Es bleibt zu hoffen, dass zeitig auch eine Abhandlung zum gesamten Leben des Triumvirn folgen wird.

Trier

Krešimir Matijević

Attilio Mastrocinque, Des Mystères de Mithra aux Mystères de Jésus. (Potsdamer Altertumswissenschaftliche Beiträge, Bd. 26.) Stuttgart, Steiner 2009. 128 S., € 39,-.

Mastrocinques Studie zu den Mysterien des Mithras und ihren Bezügen zur römischen Herrscherideologie und der christlichen Gnosis gibt Einblicke in die synkretistische Vernetzung des kultischen und philosophischen Eklektizismus, der gerade auch für die spätere Kaiserzeit typisch ist.

In zehn Kapiteln, die jeweils in thematische Paragraphen unterteilt sind, bespricht und analysiert M. den römischen Mithraismus unter verschiedenen Kaisern, die Natur der Mysterien und ihre Bezüge zu Mythen, die in der römischen Geschichte verankert sind (i. e. griechische Mysterienkulte, S. 30–32, der Kult der Magna Mater, S. 39–41, oder die Verwurzelung des römischen Ursprungs im trojanischen Sagenkreis, S. 35–38). Darüber hinaus zeichnet M. überblicksartig die Verbindungen des Mithraismus zum Orphismus und zu indigenen Kulturen in Kleinasien nach (S. 46–53).

Besonderes Augenmerk legt M. auf die Verschmelzung der hyperkosmischen Götter mit dem Herrscherkult der Römer (S. 82–89), sowie auf Einflüsse der mithräischen Kultphilosophie auf wesentliche Parameter der christlichen Gnosis (S. 92–110).

Den Abschluß bilden ein Abkürzungsverzeichnis, eine umfangreiche Bibliographie, ein allgemeiner Index sowie einige Abbildungen, die wichtige Figuren des Mithraismus zeigen.

Eine zentrale These M.s ist der Wandel bestimmter Aspekte des Herrscherverständnisses durch den Mithraskult. Durch eine Angleichung des Kaisers mit Mithras in seiner Funktion als Herr über Leben und Tod, sowie als Gesetzgeber des Universums (S. 112), ersetzte Mithras die frühere Verbindung des Kaisers mit den alten römischen Göttern (z. B. Jupiter). Ganz ähnlich erging es nach M. dem gnostischen Jesus, der die Offenbarung des unbekanntes Gottes sei (S. 113). So wie Mithras eine Hypostase des hyperkosmischen Gottes sei, der zwischen den kosmischen Göttern und den Menschen stehe, spiele Jesus diese Rolle im Pantheon der gnostischen Christen (S. 108).

Kritisch anzumerken ist der etwas irreführende Titel des Buches. Der Leser, der vielleicht eine ausgedehnte Studie zu Parallelen zwischen Mithras (und evtl. anderen wichtigen Mysterienkulturen) und den Evangelien und christlichen Texten aus der Umwelt des Neuen Testaments erwartet, wird enttäuscht. „Les mystères de Jésus“ bezieht sich nur auf das gnostische Christentum. Das hätte im Titel erwähnt werden können, der eine quantitativ ausgewogene Behandlung beider Themenbereiche suggeriert.

Statt dessen bespricht M. in neun Kapiteln Mithras und den Kaiserkult, Entstehung der Mysterien oder das Verhältnis der Römer zu Mysterien und Mythen allgemein. Dem Bezug des Mithraismus zur Gnosis widmet er nur am Schluß ein Kapitel mit 17 Seiten. Hier wäre eine größere Vertiefung und Ausfächerung der Thematik wünschenswert gewesen, um so dem Spannungsbogen, den der griffige Titel aufwölbt, gerechter werden zu können.

Heidelberg

Vera Hirschmann

Allen E. Jones, Social Mobility in Late Antique Gaul. Strategies and Opportunities for the Non-Elite. Cambridge/New York/Melbourne, Cambridge University Press 2009. XI, 379 S., \$ 90,-.

Inspiziert von Mathisens „Roman Aristocrats in Barbarian Gaul. Strategies for Survival in an Age of Transition“ (1993), untersucht Jones die „aspirations and actions“ (S. 13) der unteren Schichten im nachrömischen Gallien, allerdings über einen kürzeren Zeitraum. Denn während Mathisen das 5. und 6. Jh. behandelte, blickt Jones vornehmlich auf das 6. Jh., wobei er sich besonders auf die kirchlichen Autoren beruft, vor allem auf Gregor von Tours. In den ersten drei Kapiteln schildert Jones die Ausgangslage, er sichtet das Quellenmaterial und skizziert die hierarchische Struktur der gallischen Gesellschaft des 6. Jh.s in rechtlicher und kultureller Hinsicht. In den verbleibenden fünf Kapiteln definiert und beschreibt Jones seine „non-elite“ (die Gelehrte sowie Wohlhabende durchaus einschließt) und untersucht die Aussichten jener, die in den Quellen als Gefangene, Bettler und Kirchendiener, Ärzte und Heiler und schließlich als Zauberer und Hexen genannt werden.

Jones legt ein detailreiches, gut geschriebenes, aktuelles, sorgfältig recherchiertes, intelligentes und provozierendes Buch vor. Er bringt die Forschung voran, indem er einen genauen Blick auf die leicht übersehenen Figuren im Hintergrund der großen Ereignisse richtet. Im besonderen identifiziert Jones bestimmte Mitglieder der Nicht-Elite als Klienten von gallischen Bischöfen und liefert so eine überzeugende Erklärung für die beträchtliche Macht, die gelegentlich von Kirchenmännern eingesetzt wurde, um ihre Interessen durchzusetzen (S. 238–242). Und die Tätigkeit ihrer Anhänger hinter den Kulissen (S. 242–245) erklärt auch die diversen Wunder, durch welche die Reputation ihrer Schutzheiligen – vor allem als Heilende – gesteigert wurde.

Kritisch anzumerken wäre, daß Jones, der seinen Blick allzu sehr auf die oberen Schichten richtet und sich mehr von Peter Brown als von Karl Marx

leiten läßt, keine allgemeine soziale Analyse bietet. Er hat es auf die „microcosms“ abgesehen (S. 15f.) und unternimmt nirgendwo den Versuch, auf der Basis sozioökonomischer Prinzipien eine Gesamtansicht der merowingischen Gesellschaft und damit auch der „non-elite“ insgesamt und nicht bloß ihres mit der Kirche verbundenen Teils zu entwerfen. Wie ist beispielweise die Situation der Handwerker, oder wie steht es mit dem Widerstand der Unterschichten gegen die herrschenden Eliten? Jones' Hinweise auf Ausonius, Salvian und Sidonius Apollinaris lassen die Neigung erkennen, frühere historische Perioden in die Betrachtung einzubeziehen, und es wäre zu wünschen, dass er das noch intensiver getan hätte. Die kurze Behandlung des ländlichen gallischen Milleniarismus (S. 329f.) hätte von dem Bezug auf Mariccus, den Boianer aus dem 1. Jh. (Tac., Hist. 2,61), profitieren können. Und näher an seinem eigentlichen Untersuchungszeitraum wäre es besser gewesen, wenn Jones Bagauden des 5. Jh.s nicht ignoriert, sondern einen ihrer wenigen namentlich bekannten Vertreter, den Arzt Eudoxius, erwähnt hätte (Chron. Gall. 452, 133). Insgesamt wirft die Studie von Jones mehr Fragen auf, als sie Antworten gibt. Aber das ist nichts Schlechtes.

Nottingham

John F. Drinkwater

Henry Chadwick, Augustine of Hippo. A Life. Oxford/New York/Auckland, Oxford University Press 2009. XX, 177 S., £ 12,99.

Einer Rezension bedarf das vorliegende Büchlein nicht, denn die beste Präsentation, die man sich nur wünschen kann, ist ihm schon beigegeben: Auf zehn einleitenden Seiten (S. vi–xv) charakterisiert Peter Brown Chadwicks postum erschienenen Augustin feinführender und treffender, als es der Rezensent je vermöchte. Das Manuskript zu dem Buch ist 1981 geschrieben; es wurde seinerzeit nicht publiziert, weil in der gewünschten Reihe ein kürzerer Text verlangt war (S. viii). Das stattdessen damals erschienene Buch (Augustine, 1986) ist übrigens keineswegs nur eine Kurzfassung des jetzt vorgelegten. Beide Bücher kombinieren biographische und systematische Zugriffsweisen, doch steht hier der biographische Aspekt stärker im Vordergrund (Untertitel „A Life“).

Hat es Sinn, einen solchen Text nach Ablauf von fast dreißig Jahren zum Druck zu bringen? Es hat Sinn, und man darf dem Verlag und der Witwe des 2008 verstorbenen Patristikers dankbar sein, dass sie dieses vergessene Manuskript ans Licht gezogen haben. Das Buch ist kein „Forschungsbeitrag“ im eigentlichen Sinne: Es gibt keine Fussnoten und keine Auseinan-

dersetzung mit der Sekundärliteratur. Gerade darin liegt seine Stärke und der Grund, warum es auch nach vielen Jahren nichts von seiner Frische verloren hat. Es ist ein meisterliches Porträt des großen Bischofs von Hippo, gezeichnet von der Hand eines profunden Kenners. Es gibt Formen der Gelehrsamkeit, die der Fußnoten nicht bedürfen. Das vorliegende Buch ist ein brillantes Beispiel.

Chadwick schreibt mit der Anteilnahme und Zuwendung zu seinem Gegenstand, die für jedes authentische Interesse Voraussetzung ist. Gleichwohl tritt uns nicht ein heiliger, sondern eher ein heiterer Augustin entgegen. Nicht alle Gedanken Augustins sind zeitlos gültige Dogmen, doch sie alle sind Teil eines geglückten Denkprozesses in einem bestimmten *kairos*, einer bestimmten historischen Konstellation und Kultur. Besonders lesenswert ist denn auch das Kapitel über „Christian Culture“ (S. 80–97), das die Werke Augustins in den ersten Jahren seines Bischofsamtes charakterisiert, allen voran die *Confessiones*: Augustin schon als kirchlicher Theologe, aber noch nicht in den dogmatischen Verhärtungen späterer Jahre. Das Kapitel schließt mit einigen Seiten über „Aesthetic Beauty“: Das ist Chadwicks Augustin, und gerade hier, mit dem kulturwissenschaftlichen und ästhetischen Zugriff ist das 1981 geschriebene Buch doch sehr aktuell, ja: seiner Zeit weit voraus.

Nun sind nicht alle Seiten an Augustin heiter. Insbesondere die Sünden- und Gnadenlehre des Kirchenvaters hat bei zeitgenössischen und späteren Lesern auch Beklemmung oder gar Entsetzen ausgelöst („A Storm of Criticism: Hell and Sex“, S. 157). Auch diese Seiten werden bei Chadwick nicht verschwiegen, Kritik wird nicht ausgespart. Doch erlaubt es der biographische Zugriff, damit gelassen umzugehen, nicht verbissen. Auch diese Züge sind Teil eines Denkprozesses, der von Augustin angestoßen wurde, der aber mit seinem Leben nicht zu Ende sein sollte.

Basel

Martin Wallraff

Uta Goerlitz, Literarische Konstruktion (vor-)nationaler Identität seit dem *Anno*lied. Analysen und Interpretationen zur deutschen Literatur des Mittelalters (11.–16. Jahrhundert). (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, 45.) Berlin/New York, de Gruyter 2007. XII, 387 S., € 98,–.

Die deutsche Mediävistik, geboren aus dem Geist der nationalen Romanistik, stand noch bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus im Zeichen eines „deutschen“ Mittelalters. Inzwischen hat ein neuer Zeitgeist solche